

## Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Keiner hat mich je gefragt** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.

Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Beim Abdruck von Abbildungen zum Text, ist als Quelle „Zeitgut Verlag/Privatbesitz des Verfassers“ anzugeben.

Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Harry Banaszak

**Keiner hat mich je gefragt**

Ein Kriegskind erzählt. 1931-1948

160 Seiten, viele Fotos,

Sammlung der Zeitzeugen (77),

Zeitgut Verlag, Berlin.

Broschur

ISBN: 978-3-86614-239-8, EURO 9,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

**Zeitgut Verlag GmbH**

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

E-Mail: [daniel.schlie@zeitgut.de](mailto:daniel.schlie@zeitgut.de)

[www.zeitgut.de](http://www.zeitgut.de)

**Pressekontakt**

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14

E-Mail: [daniel.schlie@zeitgut.de](mailto:daniel.schlie@zeitgut.de)

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

12107 Berlin



[www.zeitgut.de](http://www.zeitgut.de)

[Berlin 1943]

Harry Banaszak

### **Ich bekomme Angst. In Berlin ist Krieg**

Die Sirenen heulen noch immer. Die grellen, nervtötenden auf- und abschwellenden Töne treiben uns hastig hinter den anderen schutzsuchenden Menschen her. Die verdunkelten Gebäude des Anhalter Bahnhofs hängen drohend im Hintergrund der Straße. Am Himmel wandern weißgelbe Strahlen von Suchscheinwerfern nervös durch die Nacht. So begrüßt mich meine Heimatstadt Berlin. Von einem Moment auf den anderen befinde ich mich in einer grausamen Welt, in der menschenverachtenden Hölle des Krieges.

Ängstlich, überstürzt zieht mich Mutter Liesbeth zum unterirdischen Bahnhof der S-Bahn. Der Bahnhof ist noch ganz neu. Am 28. Juli 1936 ist er zu den Olympischen Spielen für die Nord-Süd-Strecke eröffnet worden. Wenn damals jemand zu sagen gewagt hätte, daß hier in wenigen Jahren einmal Menschen nicht nur auf Züge warten, sondern auch Schutz vor todbringenden Bomben suchen würden, der wäre ausgelacht und seines Lebens nicht mehr sicher gewesen.

Der Bahnsteig ist mit Menschen überfüllt, die sich hier auch vor den Granatsplittern der schon wild kläffenden Flak Sicherheit versprechen. Hunderte verschreckte Reisende und viele Berliner aus der nahen Umgebung hocken auf ihren Gepäckstücken oder sitzen direkt auf den Bahnsteigplatten, den Straßenstaub mißachtend. Mutter Liesbeth und ich, wir drücken uns zwischen einem Pfeiler, einem Abfallkorb und einer überladenen Bank voller Zufluchtsuchenden. Eigentlich verkörpert der Pfeiler einen mehr symbolischen Wert von Sicherheit, denn auch er würde die durch einen Volltreffer zum Einsturz gebrachte Tunneldecke nicht aufhalten können.

Nach einer Stunde gibt es Entwarnung. In der Nähe des Bahnhofs sind keine Bomben gefallen. Wie die Leute neben uns meinen, „war das wahrscheinlich wieder nur ein Störangriff, um die Berliner auf Trapp zu halten.“

Mit dem nächsten wieder fahrenden Zug fahren Mutter Liesbeth und ich zum Stettiner Bahnhof. Dort steigen wir um in die „Elektrische“. Durch die Invalidenstraße, den Veteranenberg hinauf, bringt sie uns bis zum Zionskirchplatz.

Von dort sind es nur noch gute hundert Meter bis zu meinem neuen Zuhause. Es ist das zweite Haus von der Ecke Fehrbelliner-/Veteranenstrasse mit der Hausnummer 56. Müde und vom ersten Fliegeralarm sehr verstört falle ich in einen traumlosen Schlaf, der – zum Glück – in dieser Nacht durch keinen weiteren Fliegeralarm gestört wird. Das Frisörgeschäft in der Strelitzer Straße gibt es nicht mehr. 1942 wurden auch Volksgenossen mit nicht ganz reinem deutschen Stammbaum zur Arbeit eingezogen. Zu dieser Bevölkerungsgruppe hat auch Vater gehört. Als Sohn polnischer Wanderarbeiter, aber schon in Berlin geboren, ist er bei der Deutschen Reichsbahn als Gleisarbeiter dienstverpflichtet worden. Nach der zwangsweisen Schließung des Geschäftes mußte Mutter Liesbeth aus der Kellerwohnung raus und ist ein paar Straßen weiter in die Fehrbelliner 56, in eine Wohnung mit Stube und Küche im dritten Stock gezogen.

Kaum bin ich wieder ein Berliner Junge, werde ich in die 25. Volksschule in der Ruppiner Straße eingeschult. Jetzt bin ich 12 Jahre alt. Oft findet nach den nächtlichen Luftangriffen kein Unterricht statt. Dann bin ich allein in der Wohnung und weiß nichts mit mir anzufangen. Mutter Liesbeth ist bei der Deutschen Post und arbeitet im Paketdienst. Ich habe keine Freunde, und in den Straßen ist es kalt. Mir fehlen meine Kaltohmfelder Familie, die ländliche Ruhe, das friedvolle Leben. In meiner Angst und Einsamkeit denke ich oft an den Tod, den die Flieger mit den berstenden Bomben, Luftminen und Phosphorbomben täglich über unsere Stadt bringen. Die größte Furcht habe ich davor, daß ich bei einem Angriff verschüttet werde und elendig erstickte. Ich träume von Thüringen, von den blökenden, grunzenden und gackernden Tieren. Die morgendlichen Bröckchen fehlen mir. Ich vermisse meine beiden Schwestern, die Anni und die Irma, Tante Lina, Onkel Erich mit dem Milchwagen und den Pferden. Auch die Schule, in der alle Klassen in einem Klassenzimmer unterrichtet werden, fehlt mir und vor allem die weiten Felder.

Hier, in Berlin, ist das Essen knapp und mager. Mutter Liesbeth tut ihr Möglichstes. Sie kocht Suppen, die ich mir auf dem Gaskocher warm mache. Suppe gibt es genug. Das Brot aber wird in Scheiben rationiert. Von richtiger Wurst darf ich nur träumen. Als Aufstrich für die Stullen zaubert Mutter Liesbeth aus Grütze und Majoran falsches Schmalz oder Leberwurst.

Die Nächte sind schlimm. Nacht für Nacht schreckt mich

dieser verdammte Ton, das Geheul der Luftschuttsirenen aus dem Schlaf.

„Fliegeralarm!“ höre ich dann Mutter mit zittriger Stimme sagen, „feindliche Flieger im Anflug auf Berlin.“

Und ich sehe ihr angstverzerrtes Gesicht. Schlaftrunken greife ich im Schein der verdunkelten Nachttischlampe mechanisch nach den Sachen und ziehe mich an. Damit ich nicht lange suchen muß, liegen sie, wie beim Militär, als Päckchen zusammengelegt griffbereit auf dem Stuhl. Auch die Schuhe stehen ausgerichtet nebeneinander. Daneben steht die Tasche mit etwas Brot und einer Flasche Wasser. Das Aufstehen fällt mir sehr schwer. Bevor ich angezogen bin, brummen meistens schon die Motoren der feindlichen Flugzeuge über unseren Dächern, und die Flak (Flugzeugabwehrkanonen) kläffen wie eine Meute Hunde, die einen Fuchs jagen. Erst der Schrecken und die Angst rütteln mich wach. Danach geht alles sehr schnell. Überstürzt hetzen Mutter Liesbeth und ich aus dem dritten Stock unseres Mietshauses in den zum Luftschutzraum umgebauten Keller. „Schnell, schnell!“, empfängt uns der Luftschutzwart, damit er die eiserne Tür zum Hausflur schließen kann, um den Eindruck zu vermitteln, jetzt wären wir sicher. Doch in Wirklichkeit werden wir in diesem niedrigen Kellergewölbe nur eingesperrt, aus dem uns das Glück, von Bomben nicht getroffen zu werden, wieder ins Leben entläßt.

Das Heulen der Luftminen, die in nächster Nachbarschaft mit ohrenbetäubenden Detonationen den Tod bringen, fressen sich durch Mark und Bein. Am ganzen Körper taub, des Denkens unfähig, hänge ich in diesem Gewölbe auf der langen Bank neben Mutter, die den Rosenkranz betet. Kalk rieselt von der Kellerdecke, die Glühbirnen flackern unter der Decke. Der Luftdruck von den berstenden Bomben drängt sich durch die altersschwachen Mauern unseres Hauses.

„Mach den Mund auf!“, fordert mich unser Luftschutzwart auf, „dein Trommelfell geht sonst kaputt.“

Ich reiße den Mund auf und habe Sand auf der Zunge. Erst wenn die Sirenen mit dem Dauerton Entwarnung geben, mein Herz wieder im normalen Rhythmus das Blut durch die Adern pumpt, fühle ich wieder Leben in mir – bis zum erneuten Heulen der Sirenen.

Die Luftangriffe auf Berlin werden immer brutaler. Tonnenweise fallen Phosphorbomben auf unsere Wohnhäuser und verursachen in nächster Umgebung verheerende

Brände.

In wenigen Tagen ist Weihnachten, doch die Freude auf das Fest des Friedens ist im Anblick der zerstörten und immer noch brennenden Häuserreihen gestorben. Längst gibt es keinen geregelten Schulunterricht mehr. Die Berliner Schulbehörde ordnet „Zum Schutze der Jugend“ eine schulklassenweise Verlagerung der Schulen in weniger gefährdete Gebiete an. Auch unsere Klasse aus der 25. Volksschule soll evakuiert werden. So packt Mutter Liesbeth kurz vor den Feiertagen ein paar Sachen für mich zusammen und bringt mich am Tag der Abfahrt, total übermüdet und traumatisiert von dem Luftangriff der letzten Nacht, zum Bahnhof.

**Bildunterschrift zur Abbildung „Mutter“:**

1943 holte mich Mutter Lisbeth unerwartet aus der Kinderlandverschickung zurück nach Berlin.